

Mobilität und Sesshaftigkeit aus machttheoretischer Sicht

Bleiben oder gehen – was zählt?

In den letzten Jahren wurde viel über Mobilität gesprochen. Sie wird durch den Bau von Infrastrukturen gefördert, als „erzwungen“ und als „Ausbeutungsmechanismus“ transnationaler Unternehmen kritisiert und im Rahmen von Flüchtlingsströmen sogar gefürchtet. Wie hängen Mobilität und Macht zusammen? Vor dem Hintergrund dieser Frage werden am Beispiel von Befunden aus zwei Forschungsprojekten unterschiedliche Bewertungen von Mobilität und Sesshaftigkeit genauer betrachtet.

Michel Foucault (1983; 2005) hat uns gelehrt, dass Macht überall an der Herstellung von Erfahrung beteiligt ist, in-

Autorin |
PD Dr. Ina Dietzsch, derzeit
institutsleitende Mit-
arbeiterin am Seminar für
Kulturwissenschaft und
Europäische Ethnologie der
Universität Basel
ina.dietzsch@unibas.ch.

dem sie jedes Individuum positioniert und in ein Spannungsfeld zwischen Unterwerfung und Selbstbestimmung verstrickt. Sie ist eingebaut in soziale Praktiken und artikuliert sich in Geltungsansprüchen und Inwertsetzungen solcher sozialer Praktiken (im Sinne von: etwas zu einem gesellschaftlichen Wert machen) in Abgrenzung zu anderen. Wie hängen Mobilität und Macht zusammen? Wie wird dabei im oben genannten Sinn machtvoll gedeutet und positioniert? Welche Machtverhältnisse werden dabei gefestigt, welche unterlaufen?

In den 1990er-Jahren regte sich massive Kritik an der Statik sozialwissenschaftlicher Forschung. Daraufhin wurde ein neues Paradigma der Bewegung ausgerufen (zusammenfassend Sheller/Urry 2006). Begriffe wie „Netzwerk“, „Verbindungen“ und „transnationale Flows“ hatten Konjunktur und wurden bei der Beschreibung von Sozialität in globalisierten Räumen den vertrauten Container-Begriffen von „Nation“, „Staat“, „Stadt“ et cetera gegenübergestellt. Räumliche Beweglichkeit über nationale Grenzen hinweg ebenso wie lebensweltliche Flexibilität wurden entsprechend hoch bewertet. Die darauffolgende detailliertere Forschung kam jedoch zu deutlich ambivalenteren Ergebnissen. Inzwischen hat sich erwiesen, dass es zu kurz greift, die Zunahme von Mobilität und die Reduzierung von Raum-Zeit-Distanzen ausschließlich als Gewinn an Freiräumen zu betrachten. Es bleiben regional verschieden verteilte Ungleichheiten im

Bezug auf den Zugang zu Migrationsgelegenheiten und die Verwundbarkeit der Zurückbleibenden wie auch der Ankommenden und Zuwandernden. Heute setzt sich allmählich eine Perspektive durch, die Mobilität und Sesshaftigkeit als relationale Kategorien versteht, eng miteinander verbunden, wechselseitig aufeinander bezogen und sich darin jeweils sehr unterschiedlich gestaltend. Im Folgenden soll anhand der Befunde aus zwei Forschungszusammenhängen, an denen ich selbst beteiligt war, aufgezeigt werden, wie unterschiedlich an verschiedenen Orten das Verhältnis zwischen Mobilität und Sesshaftigkeit in alltägliche Praxen und Lebensverhältnisse eingeschrieben sein kann. Es besitzt damit einen machtvollen Einfluss auf die Entwicklungspotenziale menschlicher Lebenswelten.

„Wittenberge ist überall“

In einem BMBF-Forschungsverbund mit dem Titel „Social Capital‘ im Umbruch europäischer Gesellschaften – Communities, Familien und Generationen“ gingen zwischen 2007 und 2010 Soziologen und Ethnologen dem alltäglichen Überleben in der Elbestadt Wittenberge genauer nach, die einst aufgrund ihrer günstigen Verkehrslage boomte und heute jenseits der von der EU favorisierten High-Speed-Korridore Tag für Tag hart um ihr Angebunden-Sein (beziehungsweise -Bleiben) kämpft, wenn es zum Beispiel darum geht, dass die ICEs ihre jetzt schon auf den frühen Morgen und späten Abend begrenzten Halte nicht ganz

einstellen und irgendwann durch den bereits heute überdimensioniert wirkenden Bahnhof durchfahren. Da besonders die Jungen die Stadt verlassen (haben), führen Alterung der Bevölkerung und ein Zuviel an Zeit von Langzeitarbeitslosen zur Entschleunigung alltäglicher Zeitrhythmen. Nur wenige können darin einen Gewinn sehen. Vorrangig wird eine Verengung von Spielräumen wahrgenommen, ein Rückgang materieller Ressourcen, die für das tägliche Leben zur Verfügung stehen, und eine Verringerung der Lebensqualität. Im Vergleich mit anderen prosperierenden Orten wird vor allem der Imageverlust des Ortes beklagt, an dem man lebt. Was Franziska Becker 2003 für Görlitz festgestellt hat, gilt auch für Wittenberge: „Die Diskurse über die ökonomische Krise, über Abwanderung und Mobilität und die Problemlagen und Zukunftspotenziale der Stadt spielen [...] eine maßgebliche Rolle; sie wirken auf das Lebensgefühl in der Stadt zurück und sich damit indirekt auch auf die Frage von Gehen und Bleiben aus“ (Becker 2003, S. 257). Sesshaftigkeit und Mobilität werden zu unterschiedlich bewerteten Gegenbegriffen, wobei am Ende „Bleiben“ erklärungsbedürftig wird: „Die Sesshaften erscheinen im doppelten Wortsinn als die Zurückgebliebenen. Dabei handelt es sich um kulturell normierte Entwertungen lokaler Bevölkerungsgruppen, die auf den jeweiligen Ort und seine BewohnerInnen zurückwirken“ (Becker 2003, S. 258).

Mobilitätsimperativ

Damit geht ein „Mobilitätsimperativ“ einher: „Besondere Bedeutung bei der Bewahrung von Erreichtem und der Vermeidung von sozialen Abstürzen kommt der Mobilität zu: Wenn man der Überlebensgesellschaft den Rücken kehrt und [...] aus-/aufbricht, wird das als Erfolg gewertet. Die zumindest potenzielle Möglichkeit, die eigene Lage dadurch zu verbessern, schwebt über allem. [...] Ähnlich wie eine übertriebene Leistungsideologie die Schuld für Arbeitslosigkeit bei Arbeitslosen selbst verortet, so bereitet die Ideologie einer stets möglichen Mobilität eine Individualisierung von ‚örtlichem Unglück‘ vor“ (Lantermann 2012, S. 118).

Das hat körperliche und soziale Folgen für die Zurückbleibenden, die das Leben vor Ort aufrechterhalten, ohne sich dem damit vermeintlich verbundenen Stillstand beugen zu wollen. Hauskäufe und massive Wertminderung, familiäre Verpflichtungen und oft

auch Heimatliebe halten Menschen vom Gehen ab. Dafür werden die Kinder mit allen Mitteln darauf vorbereitet, ihre biografische Zukunft in der Fremde erfolgreich zu gestalten. Sie werden unter hohen Kosten von familiären und finanziellen Verpflichtungen freigestellt und, zum Teil auch gegen den eigenen Willen, mit dem Erwartungsdruck an zukünftige Mobilität konfrontiert. „Jegliche Familienaktivitäten werden immer wieder daraufhin überprüft, welche Lehren die Kinder daraus für ihr künftiges Berufsleben in der Fremde ziehen können: Urlaubsreisen werden als Horizonterweiterung geplant, sportliche Wettkämpfe sollen den Ehrgeiz wecken“ (Lantermann 2012, S. 125). Mit dem Mobilitätsimperativ wird Mobilität gegenüber Stillstand positiv bewertet, Weggehen mit Erfolg gleichgesetzt, und Bleiben führt langfristig zu einer „Verfeindlichung“ von der eigenen Umgebung (Lantermann 2012, S. 125). Diese Dynamik sichert einen Rest von Anbindung von schrumpfenden Regionen an die kapitalistische Beschleunigungs- und Flexibilisierungslogik, mithilfe derer auf transnationalisierten Arbeitsmärkten global maximale Gewinne erzielt werden. Zugleich wird Sesshaftigkeit in Relation zu Mobilität abgewertet und begründungsbedürftig, weil sie mit „Nicht-Weggekommen-Sein“ gleichgesetzt wird.

Diese Logik finden wir an verschiedenen Orten in Europa wieder, wenn auch in unterschiedlichen Ausformungen. Der Forschungsverbund fand dies zum Beispiel ebenso in der ehemaligen rumänischen Industriestadt Victoria:

„Die meisten im mittleren Alter haben das Weite gesucht [...]. Ein großer Teil arbeitet in Südwesteuropa, als Kinderfrau in Italien, als Bauarbeiter oder Erntehelfer in Spanien. [...] Die Hochqualifizierten schaffen es in die Vereinigten Staaten oder nach Kanada, lassen sich dort nieder und importieren Dollars. [...] Gerade in besser gestellten Familien gibt es allerdings ein Familienarrangement, das die Rückkehr oder den Verbleib eines erwachsenen Kindes vorsieht, das die Pflege der Eltern übernimmt, während die anderen für das finanzielle Überleben sorgen.“ (Haese 2012, S. 219 f.)

Selbstoptimierung und Mobilisierung

Weltweit hat die Migrationsforschung inzwischen ähnliche Prozesse nachgewiesen. Das Phänomen findet sich überall dort, wo Menschen ihre Familien

Literatur |

- Becker, F.: Ortsbezug und Abwanderung. In: Dietzsch, I./Volke, K. (Hrsg.): Labor Ostdeutschland. Berlin 2003.
- Besmer, C./Dietzsch, I.: Superdiversität als Herausforderung für partizipative Stadtentwicklung. In: Berliner Blätter 2016 (2)
- Binder, B.: Beheimatung statt Heimat: Translokale Perspektiven auf Räume der Zugehörigkeit. In: Seifert, M. (Hrsg.): Zwischen Emotion und Kalkül. Leipzig 2010.
- Bude, H./Medicus, T./Willisch, A. (Hrsg.): Über-Leben im Umbruch. Hamburg 2011.
- Dietzsch, I.: Öffentlichkeit unter den Bedingungen urbaner Superdiversität: Überlegungen zum Umgang mit einer Kategorie in den Kulturwissenschaften. In: Vonderau, A./Schmitt, C. (Hrsg.): Transnationalität und Öffentlichkeit. Interdisziplinäre Perspektiven. Bielefeld 2014.
- Dürschmidt, J.: Die Rolltreppe „nach oben“. Familien in der fragmentierten Metropole London. In: Willisch, A. (Hrsg.): Wittenberge ist überall. Überleben in schrumpfenden Regionen. Berlin 2012
- Foucault, M.: Subjekt und Macht. In: Michel Foucault: Analytik der Macht. Frankfurt/M. 2005
- Foucault, M.: Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit I. Frankfurt/M. 1983
- Haese, I.: Eine Stadt und ihre Mythen. Charisma und Überleben im rumänischen Victoria. In: Willisch, A. (Hrsg.): Wittenberge ist überall. Überleben in schrumpfenden Regionen. Berlin 2012

zurücklassen, um an anderen Orten, oft auch in anderen Ländern, das Geld für deren Überleben zu verdienen.

Während in Wittenberge vor allem die Hoffnung darin besteht, dass die Kinder in der Welt ihr Glück machen, liegt sie in Victoria und anderswo darin, dass zumindest ein Teil der Kinder der Stadt oder Region ihren alten Glanz zurückgibt. In beiden Fällen wird Mobilität zukunftssträchtiges Potential zugeschrieben. Interessanterweise kulminiert der Mobilitätsimperativ in einer Metropole wie London und dem dort verbreiteten Bild der „Londoner Rolltreppe“, wie Jörg Dürschmidt gezeigt hat: Man steigt auf, fährt hoch und verlässt die Stadt aufgewertet wieder (2012, S. 256). Diejenigen, die bleiben, bleiben hängen oder befinden sich dauerhaft auf dem Absprung. Sesshaftigkeit wird auch in diesem Bild eher zur unerwünschten Nebenwirkung.

Soziale Praktiken, die den Mobilitätsimperativ stützen, tragen zu einer Selbstoptimierung und Mobilisierung von flexiblen Arbeitskräften ebenso bei wie zu einer Abwertung von sesshaften Lebensentwürfen und dem Imageverlust schrumpfender Regionen.

Sesshaftigkeit als kultureller Wert

Ganz anders stellt sich die Situation in Basel dar, die Christina Besmer und ich im SNF-Forschungsprojekt „Medienwelten und Alltagsurbanität“ erforscht haben. Als Standort großer Pharmakonzerne und einer transnationalen Elite Hochqualifizierter, aber auch in einer trinationalen Agglomeration mit einer europäischen Außengrenze, zieht auch diese Stadt Menschen aus aller Welt an, seit 2007 wieder mit zunehmenden Bevölkerungszahlen. Eine eher langjährig ansässige Bevölkerung steht dabei jenen gegenüber, die mobil sind.

Im Gegensatz zum Mobilitätsimperativ der Schrumpfreionen finden wir hier ein in soziale Praxis eingelassenes Muster „normativer Sesshaftigkeit“ vor. Soziale Ordnung wird immer wieder auf der Grundlage von Langfristigkeit und lokaler Verankerung herzustellen versucht. Dies zeigt sich auf verschiedene Weise. Kleinräumliche Zusammenhänge wie Quartier und Nachbarschaft werden mit Identifikation, Beziehungspflege und Engagement für den gemeinsamen Lebensraum gleichgesetzt. Wenn es um

die Gestaltung von Quartiersleben geht, ist jede und jeder eingeladen, zu partizipieren, der oder die diesen moralischen Kanon teilt (Dietzsch 2014).

Dabei wird Sesshaftigkeit oft unreflektiert als kultureller Wert festgeschrieben und mobile Lebenszusammenhänge werden als soziales Problem definiert. Der hohe Wert von Nachbarschaft als in einem Quartier verankerte Sozialität des „Miteinanders“ ist bereits so stark in Institutionen eingeschrieben, dass selbst Akteure sozialer Projekte Wohnortmobilität nicht als Normalität, sondern als Übergangszustand ansehen, der so schnell wie möglich wieder in Sesshaftigkeit umgewandelt werden sollte. Mobilität wird deutlich geringer bewertet als langlebige, stabile Nachbarschaftsbeziehungen und zum Teil sogar als diese bedrohend gedeutet.

Vorteile für Sesshafte

Deshalb sind viele Aktivitäten darauf gerichtet, Menschen vor Ort zu verwurzeln, sie mit dem Ort zu verbinden und sie zur selbstverpflichtenden Sorge um ihre direkte Umgebung zu bewegen. Zwar wird hier grundsätzlich eine ausgrenzende Trennung zwischen Einheimischen und Zugewanderten unterlaufen, aber zugleich eine hegemoniale Position für sesshafte Menschen und entsprechende Lebenswelten gestärkt. Dies äußert sich nicht nur in den Vorteilen langjähriger Mietverträge auf einem Wohnungsmarkt mit beständig steigenden Mieten, sondern wird auch deutlich, wenn sich Alteingesessene abwertend darüber äußern, dass in die Häuser ihrer Wohngegend „Expats“ einziehen, die sich nicht sesshaft machen lassen, und die Müllsäcke vor ihrer Tür das einzige seien, das man von ihnen zu sehen bekomme. Auf der anderen Seite beschwert sich beispielsweise eine freiberuflich und transnational arbeitende Software-Ingenieurin auf der Suche nach Jobs in Basel darüber, dass man ihre mobilen und multiplen Erwerbsformen nicht verstehe:

„Here in Switzerland I think they are not used to, to somebody who is mobile. Because I have been working for six-month project, one-year project. [...] I didn't have a permanent job for one company. And, and in my field normally people change job after two, three years, they change and it is quite acceptable in other countries. But here, what you find is, I was

shocked, that you have to get this Arbeitszeugnis and then, and then in many interviews people asked me why did you quit this job?"

Schließlich zeigt sich normative Sesshaftigkeit auch in der Praxis partizipativer Stadtentwicklung, wenn selbstverständlich davon ausgegangen wird, dass einen Lebensort zu teilen, heißt, auch Bedürfnisse zu teilen, für die man bereit ist, sich einzusetzen (Besmer/Dietzsch 2016). Quartiersbevölkerung wird häufig selbstverständlich als sesshaft verstanden, das heißt, es wird davon ausgegangen, dass wer da wohnt, wahrscheinlich auch bleiben wird. Wer nicht bleibt oder „nur pendelt“, dem wird unter anderem das Recht auf Genossenschaftsmitgliedschaften, das Interesse an günstigen Mieten oder allgemein an der zukünftigen Entwicklung des Ortes abgesprochen.

Soziale Praktiken, die eine normative Sesshaftigkeit stützen, stärken die ökonomischen und kulturellen Ressourcen langjährig an einem Ort Ansässiger und erschweren durch Abwertung, Desinteresse und/oder Ausgrenzung zeitbegrenzte Beheimatung (Binder 2010) von Menschen, die, aus den verschiedensten Gründen und in einem breiten Spektrum zwischen selbstgewählt und erzwungen, mobil geworden sind.

Lokale Unterschiede

Aus beiden Forschungskontexten wird klar, dass es immer sehr komplexe Situationen sind, die dazu führen, dass Menschen bleiben oder gehen – und auch dies kann sich im Laufe eines Lebens verändern. Lebenspraktisch und empirisch nachweisbar handelt es sich eher um ein Spektrum, in dessen Rahmen alles möglich ist. Mobilität und Sesshaftigkeit sind zudem relationale Begriffe, die in einem hierarchischen Verhältnis zueinander stehen. Je nach Kontext kann mithilfe von sozialen Praktiken das eine oder andere auf- oder abgewertet werden:

- Während im Kontext des Mobilitätsimperativs Sesshaftigkeit legitimationsbedürftig ist, wird – wie gezeigt – auf verschiedene Weise und je nach vorhandenen Ressourcen in einem Spannungsfeld zwischen Unterwerfung und Selbstbestimmung Mobilität immer wieder neu in Wert gesetzt.
- Umgekehrt gilt dies für die normative Sesshaftigkeit. Hier werden Menschen danach bewertet, wie stark sie sich an den Ort binden, dafür engagieren und bereit sind, dies als Wert zu teilen.

In beiden Fällen führt somit ein auf den ersten Blick gegenläufiger Mechanismus zu Ausgrenzung und Abwertung und damit zur Einschränkung selbstbestimmter Handlungsräume. ■

Fortsetzung Literatur |

Lantermann, S.: Tradierung trotz Umbruch. Familien in der Überlebensgesellschaft. In: Willisch, A. (Hrsg.): Wittenberge ist überall. Überleben in schrumpfenden Regionen. Berlin 2012

Sheller M./Urry J.: The new mobilities paradigm. In: Environment and Planning A 38 (2), 2006.

Die Beispiele entstammen Publikationen aus dem interdisziplinären BMBF-Verbund „Social Capital“ im Umbruch europäischer Gesellschaften – Communities, Familien und Generationen“ und dem noch unveröffentlichten Material des von Ina Dietzsch und Christina Besmer durchgeführten SNF-Projekts „Medienwelten und Alltagsurbanität“.